

Gregor Schiemann

Pluralität der Natur

In einer groben Klassifikation läßt sich der naturphilosophische Diskurs in drei Hauptströmungen gliedern: Die wohl bedeutendste und vor allem mit der naturwissenschaftlichen Forschung verbundene Richtung ist die naturalistische, wie sie in Deutschland beispielsweise Bernulf Kanitscheider vertritt. Für sie umfaßt die Natur die gesamte Wirklichkeit. Die Existenz vermeintlich nichtnatürlicher Entitäten wird von ihr entweder bestritten oder als natürliches Phänomen für erklärbar gehalten. Die zweite Strömung, die man kulturalistisch nennen könnte, dürfte strenggenommen schon nicht mehr zum naturphilosophischen Diskurs gerechnet werden, da ihr Kennzeichen die Ablehnung des Naturbegriffes ist. Autoren wie Donna Haraway oder Karl-Heinz Bohrer, die zu dieser, aus unterschiedlichsten Motiven heraus begründeten Position gehören, sehen in dem Begriff das Relikt einer Tradition, die ihre realen Bezüge verloren habe oder jedenfalls der Komplexität gegenwärtiger Problemlagen nicht mehr gerecht werde. Zum Charakteristikum vieler herkömmlicher Naturvorstellungen gehört, Natur mit Wirklichkeitsbereichen zu identifizieren, die von einem Nichtnatürlichen, wie z.B. dem Übernatürlichen, der Technik, dem Geist, der Freiheit, der Kultur unterschieden werden. Sowohl gegen die kulturalistische Kritik als auch gegen den naturalistischen Begriff behauptet die dritte – in disziplinärer Zuordnung eigentlich naturphilosophische – Strömung die Aktualität eben dieser Wirklichkeitsgliederungen. Ihr Interesse an der Eingrenzung natürlicher Bereiche reicht von ökologischen und politischen Absichten des Naturschutzes über technikskeptische Orientierungen in der Alltagspraxis und wahrnehmungstheoretische Fragen des ästhetischen Diskurses bis zu erkenntnistheoretischen Interessen im Zusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit.

Der vielfältigen Motivationslage entspricht eine beachtliche Pluralität der Begrifflichkeit. Von kaum einer wirkungsgeschichtlich bedeutsamen Definition von Natur ist in den letzten Jahrzehnten behauptet worden, ihr komme keine Relevanz für den gegenwärtigen Diskurs zu. So fordert Jürgen Mittelstraß, daß die Natur wieder aristotelischer werden müsse, Robert Spaemann hält zur Sicherung der Basis einer menschenwürdigen Existenz die religiöse Vorstellung der Natur als Geschaffene für unverzichtbar, Klaus Michael Meyer-Abich rekurriert zur Begründung seiner physiozentrischen Position auf Platon und Nikolaus von Kues und Lothar Schäfer entwickelt seinen Naturbegriff im Rückgang auf Kants Unterscheidung zwischen empirischer und intelligibler Welt – um nur einige Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum zu erwähnen. Die mittlerweile erreichte Gleichzeitigkeit des ehemals Ungleichzeitigen ist beeindruckend.

Gegenstand meines Vortrages ist die Pluralität traditioneller Naturbegriffe wie sie in der zuletzt genannten Hauptströmung des heutigen Naturdiskurses vorkommt. Ich werde mich also thematisch nur mit Begriffen befassen, die Natur durch Unterscheidung von einem Nichtnatürlichen definieren. Fast ausnahmslos beinhalten sie die Entgegensetzung von Eigenschaften, meist wird von Antithesen gesprochen – eine Terminologie, der ich mich jedoch nur bedingt anschließen kann. Meine Absicht ist insofern keine kritische, als es mir ebenfalls um Argumente für die Aktualität dieser Bestimmungen geht.

Unter ihnen finden sich qualitative Unterscheidungen, die trotz der einflußreichen naturalistischen Strömung in der nicht- bzw. außerwissenschaftlichen Rede über Natur bedeutsam geblieben sind. Historisch haben sich die Erfahrungswissenschaften in Ablehnung und Absetzung von traditionellen Entgegensetzungen durchgesetzt. Zum Kern der erfahrungswissenschaftlichen Programmatik zählt bis heute, qualitative Differenzen durch quantitative Beziehungen zu ersetzen. Statt aber die Bedingungen von Grenzziehungen, die in qualitativer Sprache formuliert sind, zu erklären, lag bisher eher die Einbebnung dieser Differenzen in der Konsequenz der mathematischen Methode. Das wissenschaftliche Verfahren setzt sich damit dem Vorwurf aus, sich über Naturvorstellungen, die für das menschliche Selbstverständnis konstitutiv sind, hinwegzusetzen. Diesem Argument kommt um so mehr Gewicht zu, als vor dem Hintergrund der Umweltproblematik die in Rede stehenden Naturvorstellungen nicht nur für elementare Orientierungsleistungen, sondern auch für die Sicherung von Überlebensbedingungen Relevanz erhalten. In dieser Situation geht es mir um die Auslotung der Möglichkeiten nichtwissenschaftlicher Naturerfahrung, nicht um vermeintlich unüberschreitbare Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis aufzuzeigen, sondern um der Vielfalt von Betrachtungsweisen begrifflich gerecht zu werden. Unsere Naturerfahrung mag zukünftig durch zunehmende Verwissenschaftlichung einer weitestgehenden Transformation unterliegen, aber sie kann nicht ohne eigenständige Erfassung, zu der die Naturphilosophie einen Beitrag liefert, angemessen Gegenstand der erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnis werden.

Ihre noch bestehende Leistungsfähigkeit können die traditionellen Begriffe allerdings nur – und hier setzt meine Kritik am gegenwärtigen naturphilosophischen Diskurs ein – kontextrelativ entfalten. Die vorgetragenen Argumente für die Aktualität der Naturdefinitionen kranken oftmals an überzogenen Geltungsansprüchen. Häufig werden diese Naturbegriffe wie zu den Zeiten ihrer Entstehung verstanden, nämlich als universell gültige Definitionen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber, daß sich ihre Geltungsbedingungen nur in speziellen Kontexten realisieren lassen. Historisch betrachtet haben sich die Erfahrungsbereiche verengt, in denen die jeweiligen natürlichen Gegenstände am ehesten noch vorkommen, die extensionalen Bestimmungen ihre Leistungsfähigkeit also am besten entfalten. Allerdings läßt sich ebenfalls eine gegenläufige Tendenz zur Anwendungsausweitung nachweisen. Sie hängt vermutlich damit zusammen, daß die Abgeschlossenheit von Verwendungskontexten abnimmt. Außerdem haben sich früher exklusiv der Natur zugeschriebene Eigenschaften auf Gegenstände übertragen, die ursprünglich nicht unter den jeweiligen Naturbegriff fielen. Dadurch sind Verwendungen in neuen Kontexten zustande gekommen. Sie berücksichtigen intensionale Bestimmungen der jeweiligen Begriffe und sehen teilweise von ihrer Extension ab.

Aus diesen Entwicklungen hat sich ein komplexes Beziehungsgeflecht von kontextbezogener Ausdifferenzierung von Bedeutungen und ihrem kontextimmanenten Nebeneinander ergeben. Verschiedene Bedeutungen des Naturbegriffes haben nicht notwendig nur disjunkte Anwendungsbereiche, sondern kommen bereichsweise auch zugleich vor, wo sie beziehungslos nebeneinander stehen, sich ergänzen oder widersprechen können usw. Bereichsinterne Bedeutungsbeziehungen sind von Pluralitätskonzeptionen erst unzureichend erfaßt worden. In der Debatte um plurale Begriffsverwendungen – das möchte ich hier nur kurz erwähnen – spielt der Naturbegriff allgemein eine untergeord-

nete Rolle. Pluralistische Ansätze, wie sie beispielsweise Ernst Cassirer oder Nicholas Rescher ausgearbeitet haben, konzentrieren sich auf die bereichsgebundene Ausdifferenzierung und vernachlässigen demgegenüber die Analyse der Struktur kontextimmanenter Vorkommens. Um ihr gerechter zu werden, werde ich ein Modell der Begriffsverwendung vorstellen, in dem ich zwischen einer Pluralität ersten und zweiten Grades unterscheide. Der erste Grad ordnet verschiedenen Bedeutungen sogenannte bevorzugte Kontexte zu. Als bevorzugt gelten Kontexte, die durch Erfahrungen charakterisierbar sind, auf die sich die Erkennbarkeit der extensionalen Bestimmungen der Naturbegriffe stützt. Der zweite Grad berücksichtigt die Möglichkeit der Verwendung von Bedeutungen in weiteren Kontexten. Hierbei ist die Anwendbarkeit nicht von extensionalen, sondern von intensionalen Bestimmungen notwendiges Kriterium. Solche Verwendungen sind folglich auch in Kontexten denkbar, die nicht die bevorzugten anderer Naturbegriffe sind, d.h. in denen keine natürlichen Gegenstände vorkommen. Zur Komplexitätsreduktion werde ich jedoch nur wechselseitige Beziehungen betrachten. Damit meint Pluralität also *die Verwendung eines Begriffes, dessen unterschiedlichen Bedeutungen jeweils Kontexte zugeordnet werden können, in denen sie ihre Leistungsfähigkeit am besten entfalten, ohne in ihnen ausschließlich vorzukommen.*

Die Liste der traditionellen Entgegensetzungen, deren Aktualität in der jüngeren Vergangenheit erörtert wird, umspannt nahezu den ganzen klassischen Kanon der Naturphilosophie. Sie reicht von der griechischen Antike, in der die Unterscheidung von Natur und Nichtnatur aufkam, über das christliche Mittelalter und die Neuzeit bis ins vergangene Jahrhundert, wo die Naturphilosophie ihr Thematisierungsmonopol wohl endgültig verlor. Eine exemplarische Auswahl aus dieser historisch vorgegebenen Vielfalt läßt sich nicht zwingend begründen, aber doch argumentativ rechtfertigen. Die naturphilosophische Geschichtsschreibung hat wiederholt auf die Wirkmächtigkeit einiger Entgegensetzungen hingewiesen, von denen besondere Hervorhebung verdienen: die sophistische Unterscheidung von Natur und Satzung, die platonische von sichtbarer Natur und Ideen, die aristotelische von sich selbstbewegender Natur und Technik, die christliche von Natur und Schöpfer, die cartesische von ausgedehnter Natur und Denken sowie die rousseausche von Natur und Gesellschaft. Ihre historische Bedeutung liegt darin, fundamentale Unterscheidungen eingeführt zu haben, an die sich nachfolgende Traditionslinien anschlossen. So steht der cartesische Dualismus am Anfang einer antithetischen Naturbestimmung, die über Leibniz und den deutschen Idealismus bis in die Gegenwart wirkt.

Will man plurale Strukturen modellhaft erfassen, muß man unter forschungsindividuellen Arbeitsbedingungen die Anzahl der Begriffe minimieren. Allein aus diesem Grund werde ich Bestimmungen, die Natur gegen ein Übersinnliches abgrenzen, ausblenden. Das betrifft neben dem christlichen auch den platonischen Begriff. Um unter den verbleibenden Begriffen eine geeignete Auswahl zu treffen, orientiere ich mich zum einen am heutigen naturphilosophischen Diskurs und zum anderen an Erfahrungstypen, die für nichtwissenschaftliche Thematisierungen von Natur relevant zu sein scheinen. Beide Strategien konvergieren zu einer Auswahl von drei Begriffen, dem cartesischen, dem aristotelischen und dem rousseauschen und zu drei Kontexten, die ich subjektiv, lebensweltlich und öffentlich nenne. Der subjektive Kontext zeichnet die Innenperspektive des Individuums aus, die beiden anderen teilen die nichtprofessionalisierten äußeren

Erfahrungstypen in die der lebensweltlichen und öffentlichen Sozialbeziehungen. Zusammengenommen bilden die drei Erfahrungsbereiche eine (egologische) Struktur, die sich auf phänomenologische und sozialphilosophische Argumente stützt: Um die Innenwelterfahrung wird ein angrenzender bekannt-vertrauter Kreis direkter Sozialbeziehungen gelegt – die Lebenswelt – und als deren gemeinsame Umgebung die lokal nicht begrenzbar gesellschaftliche Kommunikation – die Öffentlichkeit – angenommen. Mit dieser Gliederung möchte ich keinen übermäßigen methodischen Anspruch verbinden, sondern eine plausible und überschaubare Grundkonstellation schaffen, um die Aktualität der Begriffe unter den Bedingungen geltungsrelativierter Bedeutungen zu prüfen.

Meine Auswahl setzt Subjektivität als den bevorzugten Kontext des cartesischen Begriffes, Lebenswelt als den des aristotelischen und Öffentlichkeit als den des rousseauschen an. Systematisch begründet sich diese Zuordnung aus dem Kriterium, daß die kontextcharakteristischen Erfahrungen für die Erkennbarkeit der behaupteten Grenzziehungen konstitutiv sind. Historisch ließe sich vermutlich zeigen, daß die Entstehung der Begriffe mit Aspekten der Genese der jeweiligen Kontexte verknüpft war. Ich werde aber nur die Bestimmungen der Begriffe historischen Texten entnehmen, die der Kontexte hingegen an den kulturell gewandelten Erfahrungsbedingungen ausrichten.

In meiner Erläuterung der Begriffe und Kontexte werde ich mich aus vortragstechnischen Gründen auf je zwei beschränken. Hierfür habe ich mich für diejenigen entschieden, deren Aktualität vor dem Hintergrund der ökologischen Krise besonders deutlich hervortritt: für die Verwendung des aristotelischen und des rousseauschen Begriffes in den beiden zugehörigen Kontexten. Auf die durch die Hinzunahme des cartesischen Begriffes und des subjektiven Kontextes erreichbare sprunghafte Steigerung der Pluralisierung auf neun Relationen werde ich nur andeutungsweise eingehen.

1.

Der Chronologie der Entstehung meiner drei Modellbegriffe folgend beginne ich mit dem aristotelischen. Dieser steht dem modernen Common sense so nahe, daß seine grundlegenden Bestimmungselemente unter dem Lemma "Natur" heute noch Eingang in den gebräuchlichen Konversationslexika finden. So heißt es zu Beginn des Artikels "Natur" in der "Brockhaus Enzyklopädie": Natur ist der "zentrale[...] Begriff der europäischen Geistesgeschichte, im Sinne von dem, was wesensmäßig von selbst da ist und sich selbst reproduziert" (Bd. 15. Mannheim 1991).

Die entsprechende klassische Stelle findet sich bei Aristoteles im zweiten Buch seiner Physik, wo er zur Natur nur diejenigen Dinge zählt, die "in sich selbst einen Anfang bzw. ein Prinzip von Veränderung und Bestand" haben (Phys. 192b13 f.). Demgegenüber gehörten künstliche bzw. technische Dinge zu denen, die "auf Grund anderer Ursachen da" seien (Phys. 192b8 f.). Die Unbestimmtheit der Verursachung nichtnatürlicher Dinge kontrastiert mit der Festlegung der natürlichen, ein Bewegungs- bzw. Beharrungsprinzip in sich zu haben. Im Anschluß an Wolfgang Wieland (Die aristotelische Physik. Göttingen 1962) möchte ich den Singular als Minimalbedingung interpretieren: Was auch nur einen Anfang dauerhaft in sich hat, muß zum Bereich des Natürlichen gerechnet werden. Die Selbstbewegung bzw. -beharrung natürlicher Dinge kann von außen

angestoßen sein oder zu ihrem Unterhalt einer beständigen äußeren Ursache bedürfen, wie beispielsweise organisches Leben auf Sonnenlicht und seine Periodizität angewiesen ist. Im Hinblick auf ihre Naturzugehörigkeit besteht somit zwischen einer wild wachsenden Pflanze und einer Schnittblume keine Differenz.

Wenn Aristoteles die Kunst durch das Fehlen eines inneren Bewegungs- bzw. Beharrungsprinzips charakterisiert, orientiert er sich an der Produktion handwerklicher Gegenstände, die man vergleichbar noch heute in lebensweltlichen Kontexten kennt. Diesen technischen Konstrukten eignet ein inneres Prinzip nur insofern, als sie aus selbstbewegten Elementen bestehen. Aristoteles setzt ihrer stofflichen Natürlichkeit die künstliche Form entgegen und erhebt letztere zum Unterscheidungskriterium von Natur und Technik. Neben die Differenz von partieller Eigen- und gänzlicher Fremdbewegtheit tritt damit - ohne daß dies von Aristoteles selbst explizit gemacht wird - die der Gestalten und Bewegungsformen. Das technische, vor allem handwerkliche Produkt wird nicht nur einem Bereich der ungeformten, sondern auch einem der anders geformten, gewachsenen und lebendig bewegten, Gegenstände gegenübergestellt. Zugleich erhält die Beurteilung der Naturgegenstände ein relationales Element insofern, als ihre charakteristischen Merkmale nur im Vergleich zu den Produkten menschlicher Tätigkeit hervortreten. Aristoteles bindet seine Naturdefinition an den praktischen Kontext der Herstellung zurück. Die beurteilende Instanz ist nicht ein einzelnes, sondern ein gemeinschaftlich tätiges Individuum, zu dessen Selbstverständnis es gehört, die Produkte menschlicher Arbeit gegen Naturgegenstände abzugrenzen.

Die soweit skizzierte Unterscheidung ist noch sehr rudimentär. Wichtige Fragen, wie die poetische und teleologische Struktur der Naturgegenstände, sind noch nicht einmal erwähnt. Doch für eine erste Durchführung meines Pluralitätsmodells reicht das Angesprochene aus. Bekanntlich begreift Aristoteles Natur und Technik nicht als einander ausschließende Sphären, sondern stellt zwischen ihnen Beziehungen her, die ihre Differenzen relativieren und teilweise sogar aufheben. Die Technik vermag nicht nur das zu leisten, wozu die Natur nicht imstande ist, sondern ahmt diese auch nach. Die natürlichen Gegenstände bewegen sich zwar im Gegensatz zu technischen von selbst, mitunter aber so, als ob sie den Anstoß dazu von einem Techniker erhalten hätten. Meine Rekonstruktion des aristotelischen Begriffes geht davon aus, daß diese Relationen durch die Unterscheidungskriterien von Natur und Technik nur bedingt impliziert sind. Andernfalls würde die Aktualität des aristotelischen Begriffes, wo sie Relevanz erlangt, auf ein eher fragwürdiges Naturverständnis schließen lassen.

Zwei Merkmale der aristotelischen Differenz möchte ich hervorheben. Zum einen gestattet die Minimalbedingung, auch kulturell überformte Wirklichkeiten der Natur zuzurechnen, zum anderen wird auf Kriterien rekuriert, mit der ein in unmittelbarer Anschauung Gegebenes klassifiziert werden kann. Es muß nicht auf die Entstehungsbedingungen reflektiert werden, um eine Zuordnung vorzunehmen. Besonders deutlich tritt diese Eigenschaft im Hinblick auf das Selbstbewegungskriterium hervor. Für seine Anwendung auf Pflanzen und Tiere kommt es nicht darauf an, ob es sich um gezüchtete oder - wie man heute hinzufügen kann - um genetisch manipulierte Organismen handelt, sondern ob ihre wahrnehmbaren Bewegungen ein Element enthalten, das wir nicht auf unser Zutun zurückführen. In diesem Zusammenhang zeichnen sich freilich auch be-

reits erste Anwendungsgrenzen ab. Das Selbstbewegungskriterium würde paradoxerweise Automaten aus nicht organischen Stoffen, die sich menschlicher Herstellung verdanken und sich einzig in ihrer Erscheinungsform von Lebewesen unterschieden, zur Natur rechnen. Der Mangel an kontextübergreifendem Bezug beschränkt den Anwendungshorizont, der aber eben deshalb hauptsächlich in den Bereich des uns Bekannten und Vertrauen fällt: der gezüchtete, vielleicht genetisch manipulierte Hamster im Gegensatz zum batteriebetriebenen Spielzeugauto, das Unkraut im Gegensatz zur Plastikrose, aber auch das Staunen, wo diese elementaren Unterscheidungen nicht mehr greifen.

Die hiermit schon angedeutete Zuordnung eines lebensweltlichen Kontextes als bevorzugten Anwendungsbereich stützt sich auf ein kultur- bzw. wissenschaftshistorisches Argument, das den Einfluß der aristotelischen Unterscheidung auf die vorneuzeitliche Naturwissenschaft betrifft. Dem nichtnatürlichen Charakter des Hergestellten entsprach die Ansicht, daß es sich bei der Mechanik nicht um eine Naturwissenschaft handele. Mechanische Bewegungen waren als geschwindigkeitskonstante nur unter beständigem Kraftaufwand denkbar. Die aristotelische Mechanik kannte nicht den – auch heute noch lebensweltlich unanschaulichen – Satz von der gleichförmig kräftefreien Bewegung. Wissenschaftshistoriker sprechen in diesem Zusammenhang vom Alltagsverständnis der aristotelischen Wissenschaft. Den ihr zugrundeliegenden Horizont "wirklicher Erfahrungsbekanntheit" (Husserliana VI, 360) hat Husserl als Lebenswelt der idealisierenden und experimentellen neuzeitlichen Wissenschaft entgegengesetzt. Der Ausdruck "Lebenswelt" bezeichnet in diesem Sinn keine transzendente Erkenntnisbedingung, sondern eine – wie es bei Husserl heißt – "anschauliche Umwelt", die als "Welt der Sinnlichkeit" in "natürlicher Einstellung" erfahren wird (Ebenda, 22, 360 und 151).

Aber ein Bereich des unmittelbar Gegebenen ist selbst nur eine idealtypisch angenommene Konstante. Um die historisch-kulturellen Wandlungen oder gar Auflösungen der Alltagswelt zu berücksichtigen, bedarf es weiterer Kriterien. Ich möchte hierfür die auf Alfred Schütz zurückgehenden sozialwissenschaftlichen Bestimmungen heranziehen, mit denen die Lebenswelt im Rahmen eines Schichtenmodells unterschiedlich strukturierter Sozialerfahrungen charakterisiert wird. Es gibt Bedingungen an, unter denen die von Husserl behauptete "anschauliche Umwelt" in der Moderne alltagspraktisch vorkommt. Zu ihnen gehört die unmittelbare Erfahrung vertrauter Wir-Beziehungen und eine durch die Reichweite direkter Handlungen ungefähr abgesteckte Wirkzone. Lebenswelt benennt damit eine *Sphäre des Privaten, die sich von anderen gesellschaftlichen Beziehungen durch Minimierung der Anonymität und Minimierung des Umkreises handlungsrelevanter Situationen abhebt und in der gegenständliche Phänomenalität erfahrbar ist*. Sie findet gegensätzliche Bestimmungen nicht nur im experimentellen Verfahren der Wissenschaften, das im Prinzip nicht auf Anschaulichkeit angewiesen ist, sondern auch im räumlich weitgehend entgrenzten gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang, wie er in den öffentlichen Diskurs eingeht. Lebensweltliche Erfahrung kommt vor dem Hintergrund eines tradierten Wissens zustande und bedarf keiner speziellen Ausbildung. Beispiele für Lebenswelten lassen sich in Teilbereichen der Erziehung, des Häuslichen oder der Freizeit finden, aber auch in professionalisierten Berufswelten, wo anschaulich Präzises nach den Kriterien der Selbstbewegung und Gestaltdifferenz beurteilt wird.

Von Aristoteles' Erfahrungsbegriff, an den man zur Kennzeichnung der Lebenswelt denken könnte, weicht diese Charakterisierung leicht ab. Während Aristoteles Erfahrung gegen Wissenschaft und Kunst absetzt, rechne ich die Kunst als Handwerk ganz zur lebensweltlichen Sphäre. In dieser tritt aber weniger das handwerkliche als das industriell gefertigte Massenprodukt den Naturgegenständen entgegen, verdrängt und ersetzt ihre ehemaligen Funktionen oder gleicht sich ihnen auf kaum unterscheidbare Weise an. Herstellen- und Bedienenkönnen – von Aristoteles im Technebegriff als Einheit gedacht – fallen in der Moderne auseinander. Wo ohne Kenntnis der Herkunft zwischen Natur und Technik nicht unterschieden werden kann, verliert die aristotelische Differenz ihre Sinn. Das mag bereits für viele Bereiche gelten, nicht aber schon für Pflanzen und Tiere, deren klare Unterscheidung von Artefakten wir Aristoteles verdanken.

Nun mag man zwar nicht die Anwendbarkeit des Kriteriums, aber seine Relevanz bestreiten. Wozu diesen Unterschied treffen, zumal heute Lebenswelten zumindest denkbar sind, in denen er nicht einmal mehr vorkommt? Dieser Einwand, so möchte ich hier anmerken, übersieht das Ausmaß der ökologischen Krise, die der Fähigkeit zur lebenspraktischen Unterscheidung zwischen Natur und Technik neues Gewicht verliehen hat. Ob wir dieses Vermögen zur Auszeichnung von Natur einsetzen, beeinflusst, wenn auch nicht unmittelbar, die naturalen Bedingungen unserer Existenz, deren Gefährdung die Umweltproblematik bezeichnet. Einen direkteren Zusammenhang zu den Existenzbedingungen der menschlichen Gattung läßt sich jedoch erst durch den rousseauschen Kontrastbegriff herstellen, dessen bevorzugter Kontext allerdings nicht mehr die Lebenswelt ist.

2.

Statt von lebensweltlich vertrauten Phänomenen geht Rousseau und die an ihm orientierte Naturphilosophie vom gattungsgeschichtlichen Gegensatz von Natur und Gesellschaft aus. In seiner Darstellung der menschlichen Naturbeziehungen von ihren Ursprüngen bis zu ihren hochzivilisierten Erscheinungsformen entwickelt er allerdings auch Naturvorstellungen, die nicht durch diesen Gegensatz erfaßt sind. Was ich als seinen Naturbegriff bezeichne, soll ausschließlich durch das antithetische Verhältnis zur Gesellschaft gekennzeichnet sein.

Als Nichtgesellschaftliche umfaßt Natur bei Rousseau die vom menschlichen Handeln unabhängig bestehenden Prinzipien der äußeren Wirklichkeit und die von gesellschaftlichen Einflüssen freie, innere Gefühlswelt eines autonomen Subjektes. Die Naturprinzipien wirken uneingeschränkt nur in einem hypothetisch angenommenen stabilen Urzustand, wo die menschlichen Individuen maximal voneinander isoliert sind. Das gesellschaftliche Gegenstück ist durch den soziablen Menschen charakterisiert. Erst er hat Vernunft und eine ausgebildete innere Natur des Gefühls, die seine Identität gegenüber der Gesellschaft begründet.

Unter gesellschaftlichen Bedingungen ist die äußere Wirklichkeit durch Bereiche unterschiedlich starker Wirksamkeit von Naturprinzipien charakterisierbar. Das Spektrum reicht von Orten ihrer dem hypothetischen Naturzustand nahen Dominanz bis zu den Zentren der Zivilisation, die Rousseau mit Großstädten identifiziert. Natur erfährt durch

gesellschaftliche Tätigkeit keine Veränderung, sondern Verstärkung oder Minderung ihrer Wirksamkeit. Die Welt kann in unterschiedlichem Maß naturgemäß gestaltet bzw. kultiviert werden. Als Bereichsbezeichnung steht der Ausdruck "Natur" bei Rousseau für Wirklichkeiten, die von gesellschaftlichem Einfluß freigehalten sind und erhält als solcher eine charakteristische Doppelbedeutung: Entweder besteht die fehlende Einwirkung schon immer oder sie verdankt sich menschlicher Gestaltung. Wirklichkeiten der ersten Art, die bis heute vollkommen von anthropogenen Einflüssen frei sind, wird man auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre kaum noch finden. Der hypothetische Charakter reiner Wirksamkeit von Naturprinzipien gestattet aber auch, anthropogene Veränderungen zu beurteilen. Beispielsweise wäre eine für den Menschen zuträglichere Luft wahrscheinlich eine von Emissionen und insofern auch von menschlichen Einflüssen freiere Luft. Dementsprechend kann auch ein Bereich schon Natur heißen, wenn die Beseitigung menschlicher Einflußnahmen nachträglich und nur punktuell geschieht. Dafür ist Julies Garten in der "Neuen Héloïse" vorbildlich. In ihm sieht man "nirgendwo [...] Fußtritte von Menschen" und erhält den Eindruck, "die Natur [habe] alles getan"; aber sie hat das nur "unter [...] Anleitung" Julies zustande gebracht, so daß sich in ihm nichts befindet, das sie "nicht angeordnet hätte" (Julie, 4. Teil, 11. Brief).

Neben der fehlenden oder jedenfalls minimierten menschlichen Einflußnahme als hinreichendes Kriterium schreibt Rousseau seiner Natur zahllose weitere Eigenschaften zu, von denen ich nur eine nennen möchte, die sich auf bemerkenswert Weise mit einem integralen Bestandteil ökologischer Argumentationen deckt: Natürlicher Wandel vollzieht sich ihm zufolge ungleich langsamer als gesellschaftlicher. Gegenüber der Stabilität des Urzustandes zeichnen sich die nachfolgenden Natur-Kultur-Mischzustände nicht nur durch Geschichtlichkeit, sondern durch fortschreitend beschleunigte Veränderungsgeschwindigkeiten aus.

Der Kultivierung von Natur und Mensch steht Rousseau bekanntermaßen ambivalent gegenüber. Einerseits bewertet er jeden Schritt, der über die erste Stufe nach dem Urzustand hinausgeht, negativ, obwohl er keinen Zweifel an der Unumkehrbarkeit des Gesamtprozesses läßt. Am gesellschaftlichen Ideal orientiert begrüßt er andererseits jede Entfernung vom Ursprung. Aus dieser Perspektive entwickelt der Mensch seine wahren Bestimmungen erst im Zuge seiner Zivilisation durch Denaturierung.

Ursprung und zukünftiges Ideal sind von der bürgerlichen Gesellschaft gleichermaßen weit entfernt. Die damit vorgenommene doppelt negative Bewertung der Gegenwart rechtfertigt die innere Emigration des Einzelnen und führt zur Aufwertung von dessen innerer Natur. Der sich durch freien Entschluß von der Gemeinschaft zeitweise absondernde "Mensch der Natur" findet die Naturbestimmungen weniger in der äußeren Wirklichkeit als vielmehr durch Introspektion. Die innere Natur zu erkennen, heißt, sich selbst zu erkennen.

Die zentrale Rolle, die Rousseau im Rückzug von der Gesellschaft der inneren Natur zuweist, könnte es nahelegen, seinen Begriff mit dem subjektiven Kontext zu verbinden. Jedoch wird die Konzeption der inneren Natur nur aus ihrer Herkunft aus der Antithese von Natur und Gesellschaft verständlich. Der mit ihr gesetzte fiktive Ausgangspunkt gestattet eine Darstellung des historischen Prozesses sukzessiver Zurückdrängung der zivilisationsfreien Wirklichkeit.

Von menschlichen Einflüssen relativ unabhängige Bereiche sind nun vor allem in ökologischen Debatten Thema geworden, wo ihre Bedeutung in der letzten Zeit noch beträchtlich zugenommen hat. Die weltweite Nutzung, Belastung und Veränderung von ehemals rousseauscher Natur hat solche Ausmaße angenommen, daß die materiellen Grundlagen der Zivilisation zu wertvollen Gütern geworden sind, denen gegenüber ziemlich differente Haltungen eingenommen werden. Man kann sie schützen, wirtschaftlich nutzen oder auch technisch ersetzen wollen. Die auf Rousseau zurückgehende Grenzziehung ist gegenüber diesen Handlungszielen, die sie voraussetzen, indifferent. Bei ihm, der die Naturferne seiner Zeit weniger aus ökologischen, als aus moralischen Gründen angriff, findet man Argumente für den Bewahrung von noch unberührter Natur oder für die Schaffung relativ geschützter Bereiche, aber auch für die Umwandlung von Natur in künstliche Umwelten. Ohne bestimmte praktische Orientierungen zu präjudizieren, läßt sich sein Naturbegriff ebenso auf die im Erdinnern noch lagernden Ressourcen wie künstlich angelegte Naturreservate, zu denen sich die Menschen selbst den Zutritt versagen, beziehen.

Welche Orientierungen man gegenüber ökologischen Fragestellungen auch für richtig hält, man kann sie angemessen nur auf gesellschaftlichem Boden einnehmen. Zur sachgemäßen Formulierung der verschiedenen Handlungsziele bilden fachwissenschaftliche Erkenntnisse zwar eine unerläßliche Basis. Rein spezialwissenschaftlich verfaßte Lösungsstrategien haben sich aber gegenüber der disziplinenübergreifenden Struktur der Umweltproblematik als unzureichend erwiesen. Ihre globalen und politischen Dimensionen haben die Umweltproblematik statt dessen zunehmend zum öffentlichen Gegenstand werden lassen. Deshalb möchte ich den bevorzugten Verwendungskontext des Rousseauschen Begriffes im öffentlichen Diskurs über die naturalen Bedingungen der menschlichen Zivilisation sehen. Der Begriff der Öffentlichkeit bezeichnet in diesem Zusammenhang die *allgemein zugängliche Sphäre der gesellschaftlichen Kommunikation*. Ihre Gegenstände betreffen, mit Kant zu sprechen, "was jedermann notwendig interessiert" (KdrV, B 868). Für den öffentlichen Diskurs sind Naturverhältnisse des menschlichen Gattungswesens typisch, die lebensweltlich nicht relevant zu sein brauchen.

3.

Mit der Zuordnung bevorzugter Verwendungskontexte ergibt sich ein erstes Bild der *Pluralität ersten Grades*. Ein Gegenstand (gezüchtete Pflanze) kann aristotelisch der Natur zugerechnet und rousseausch als Teil einer kulturellen Wirklichkeit vorgestellt werden. Aber diese Thematisierungsmöglichkeiten kommen vorzugsweise nicht im gleichen Kontext, sondern in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen vor. Die öffentliche Rede vom Verschwinden der globalen Natur betrifft selten nur die in häuslichen Verhältnissen existierende Natur. Wechselseitige Beziehungen dieser ausdifferenzierten Kontexte berücksichtigt die nun zu betrachtende *Pluralität zweiten Grades*. Selbstverständlich geht der dem Common sense nahestehende aristotelische Begriff auch in den öffentlichen Diskurs ein. Und Rousseaus Begriff, mit dem sich bis heute eine romantische Natursehnsucht verbindet, steht für lebensweltlich bekannte Natureinstellungen.

Zuerst zur Frage nach der Leistungsfähigkeit des aristotelischen Begriffes in seinem nicht bevorzugten, dem öffentlichen Kontext. Im Hinblick auf die Extension muß eine knappe Antwort negativ ausfallen. Die im Gegensatz zu technischen Konstrukten bestimmte Natur enthält keine hinreichende Differenzierung, um ökologische Probleme öffentlich angemessen zu erfassen. Der Begriff unterscheidet ohne Zusatzannahmen nicht einmal zwischen verschiedenen Graden kulturell überformter Natur. In intensionaler Hinsicht scheinen hingegen Verwendungen möglich. So läßt sich mit Bezug auf Aristoteles die für Orientierungsleistungen in modernen Zivilisationen dienliche Subjekthaftigkeit von Natur hervorheben. In diesem Sinn verstehe ich Jürgen Mittelstraß' Forderung, daß "die" Natur wieder aristotelischer werden müsse. Aristoteles' Begriff gestattet die Anerkennung natürlicher Eigenheit, ohne in die Aporien physiozentrischer Begründungen, in dies beispielsweise Klaus Michael Meyer-Abich verstrickt, abzugleiten. Trotz der in Analogie zur Handlungsstruktur gewonnenen teleologischen Naturverfassung, identifiziert Aristoteles die Natur nicht mit einem handelnden Subjekt, insofern er einräumt, daß sie nicht "planend mit sich zu Rate" gehe (Phys. II 8, 199b27). Im Anschluß an Lothar Schäfer möchte ich zu den weiteren Eigenschaften des aristotelischen Begriffes, die für die öffentlich thematisierte Problematik des Stoffwechsels der menschlichen Gattung mit Natur brauchbar sind, Endlichkeit und Bewertungsqualität rechnen. Diese Aspekte verweisen auf Beziehungen zwischen der globalen ökologischen Problematik und der lebensweltlichen Erfahrungsweise von Natur. Die Lösung gesellschaftlich induzierter Umweltproblematik bedarf der unmittelbaren Naturwahrnehmung in kleinräumigen Bereichen.

Komplizierter gestaltet sich die zweite Relation, die Wirkung des rousseauschen Begriffes im von ihm nicht bevorzugten lebensweltlichen Kontext. Seine Verwendung in der Lebenswelt thematisiert eine dort nicht mehr unmittelbar vorfindliche Natur - beispielsweise wenn dem nichtnatürlichen Charakter städtischer Umwelten benachbarte Bereiche mit geringerer kultureller Überformung gegenübergestellt werden. Die so erkannte Natur ist wieder entdeckte aristotelische. Vermutlich kommt bei Rousseau das Wort "Natur" im aristotelischen Sinn häufiger vor, als die von ihm selbst eingeführte Bedeutung. Natur findet er bereits im Pariser Stadtwald, in den ländlichen Agrikulturgegenden Frankreichs oder der Idylle der Schweizer Bergbauern wie aber auch am Bieler See – Orte, an denen er vor der feindlichen bürgerlichen Gesellschaft Zuflucht sucht. Aus Rousseaus Begriff geht der aristotelische in sentimentalem Gewand hervor, wenn er das Kriterium, ein Prinzip der Bewegung in sich zu haben, schon als hinreichendes und nicht mehr als nur notwendiges Kriterium anerkennt.

Hierzu gegenläufig läßt jede bemerkte Abschwächung der Wirksamkeit aristotelischer Natur diese in ihrem Status fragwürdig werden und letztlich in Kultur aufgehen. Der rousseausche Begriff nimmt Ausschnitten lebensweltlicher Naturwahrnehmung ihre Selbstverständlichkeit und rückt, was reflexiv noch als Natur anerkannt wird, in entferntere Regionen. Während Aristoteles' Begriff statisch zwischen Natur und Technik trennt, erlaubt die historische Dimension von Rousseaus Grenzziehung variable Bereichsbestimmungen. Natur ist nicht wie bei Aristoteles eine unwandelbare, sich strukturell ewig gleichbleibende Ganzheit, sondern einer bis zu ihrer Unkenntlichkeit reichenden Überformung durch den fortschreitenden Zivilisationsprozeß ausgesetzt.

Beide Beispiele für eine Pluralität zweiter Stufe zeigen, wie extensionale Bestimmungen in nicht bevorzugten Verwendungskontexten ausgeblendet werden. Die Übertragung qualitativer Eigenschaften der aristotelischen Natur auf die in ökologisch interessierten Öffentlichkeiten thematisierten Wirklichkeiten braucht sich um das Verhältnis zur aristotelischen Technik sowenig zu kümmern, wie der im lebensweltlichen Kontext verwendete rousseausche Begriff strikt auf seine Entgegensetzung zur Gesellschaft fixiert sein muß. Die eigene Extensionsblindheit trägt zudem zur Aufhebung der durch den jeweils anderen Begriff gesetzten Antithese bei. Besteht aus Rousseaus Perspektive zwischen Schnitt- und Plastikblumen kein wesentlicher Unterschied, so fällt aus aristotelischer Blickrichtung die unberührte mit der kultivierten Natur zusammen.

4.

Zur Extension des rousseauschen Begriffes gehört nun auch die innere Natur, deren Thematisierung in den bisherigen Verwendungsbeispielen noch gar nicht vorgekommen ist. Hierin zeigt sich ein Aspekt der Unvollständigkeit, der durch die Hinzunahme des subjektiven Kontextes vermieden werden kann. Auf diesen Anteil meines Modells, der mehr als die Hälfte von ihm umfaßt, möchte ich an dieser Stelle zu sprechen kommen. Die für den nichtwissenschaftlichen Naturdiskurs relevanten Erfahrungsbereiche können meines Erachtens ohne den subjektiven Kontext nicht angemessen rekonstruiert werden. Mit ihm bezeichne ich den *Bereich der Gesamtheit von Erlebnissen, zu denen jeweils nur ein Individuum privilegierten Zugang hat und sich mit dem Anspruch auf Wahrhaftigkeit äußern kann*. Subjektivität geht nicht in lebensweltlicher Erfahrung auf, bleibt auf die Sphäre des empirischen Subjektes beschränkt und umfaßt im wesentlichen die Gegenstände seines inneren Sinnes. Zum inneren Erleben gehören als Bewußtsein die eigenen Sinnes- und Körperempfindungen, die Gefühle, Stimmungen, Wünsche, Triebe und Bedürfnisse.

Ihre Auszeichnung gegenüber einer Außenperspektive auf das Individuum, dem Subjektivität zugeschrieben wird, findet in ihrer Entgegensetzung zur Natur als äußerer Realität oder deren Erscheinung Ausdruck. Zur Natur wird dann das Ausgedehnte, raumzeitlich Lokalisierbare, von dem das Individuum bloß Wahrnehmungen hat. Zu ihr gehört die Physiologie des Menschen, auch der neurophysiologische Blick in sein Gehirn, dessen Beziehung zur je eigenen Erfahrung des inneren Erlebens rätselhaft bleibt. In diesem Sinn umfaßt Natur nicht nur die ihr bei Aristoteles entgegengesetzte Technik, sondern auch die ihr bei Rousseau entgegengesetzten Vergegenständlichungen des Zivilisationsprozesses. Sie ist die Außenwelt, von der sich die Innenwelt in ihrer Einzigartigkeit als Nichtnatur abgrenzt. Diese im gegenwärtigen Naturdiskurs präsente Unterscheidung steht in cartesischer Tradition. Der Aktualität von Descartes' Naturbegriff wird man gerecht, wenn man seinen bevorzugten Kontext in die subjektive Sphäre setzt, wo die für seine Anwendung konstitutive Erfahrung, das eigene Erleben des Bewußtseins, ihren Ort hat.

Selbstverständlich ist es nicht zwingend, den subjektiven Kontext in cartesischer Tradition der Natur entgegenzusetzen. Allerdings ist der naheliegende Weg, Descartes' Dualismus im Lichte naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse zu kritisieren, in meinem

Projekt insofern versperst, als ergänzende oder alternative Thematisierungen im gleichen Kontext, d.h. aus der Perspektive des subjektiven Erlebens vorgenommen werden sollen. Unter diesen Vorgaben bieten die aristotelische und die rousseausche Naturauffassung, wie ich meine, bedenkenswerte Möglichkeiten der Kritik des cartesischen Dualismus und bewähren sich damit im zweiten pluralen Grad. Hier ebenfalls unausgeführt, prüfe ich in meinem Modell auf der anderen Seite die Verwendungspotentiale des cartesischen Begriffes in lebensweltlichen und öffentlichen Erfahrungsbereichen. In diesen Kontexten tritt seine extensionale Bestimmung zurück, er vergißt gleichsam seine Subjektbezogenheit und relativiert das durch andere Naturbegriffe Geschiedene qua Identifikation als bloße Objekte.

Im Resultat ergeben sich in allen drei Kontexten mehrfach konkurrierende Möglichkeiten zur Thematisierung von Natur, die ich nur noch stichwortartig andeuten möchte: Im subjektiven Kontext schließen sich die drei Thematisierungen wechselseitig aus: Die Innenwelt wird entweder ausnahmslos als nichtnatürliche oder partiell als gemeinsame Wirklichkeit von Individuum und äußerer Natur oder als letztes Residuum einer in der äußeren Wirklichkeit längst nicht mehr vorfindlichen ursprünglichen Naturbestimmung erlebt. In der alltäglichen Lebenswelt besteht zwischen der nivellierenden cartesischen und der qualitativ differenzierenden aristotelischen Auffassung ebenfalls dort ein Ausschließungsverhältnis, wo die Natur-Technik-Differenz nicht völlig cartesisch vergleichgültigt ist. Die aristotelische und rousseausche Bestimmung ergänzen sich hingegen, indem sie lebensweltlich gemeinsam wie ein begrifflicher Zoom wirken, der Natur in variable Distanz zur aristotelischen Technik bringt.

Die größte Distanz zum Subjekt und seiner Lebenswelt bezeichnet dabei den *kleinsten gemeinsamen extensionalen Nenner der drei vorgestellten Begriffe*. Die von menschlicher Kultur mittlerweile entferntesten Wirklichkeitsstücke, die letzten Reste oder Fiktionen einer von Menschen unberührten, wilden Natur werden von allen drei Begriffen zum Natürlichen gerechnet. Die geltungsrelative Betrachtung meines Pluralitätsmodells zeigt allerdings, daß dieser gleichsam geringen Schnittmenge nur noch bedingt Erfahrung korrespondiert. Was alle Begriffe gemeinsam zur Natur zählen, ist eigentlich nur noch auf der Ebene gesellschaftlicher Erfahrung, im öffentlichen Diskurs über Natur thematisierbar.

Ich komme zum Schluß. Meine Behauptung war, daß sich traditionelle Unterscheidungen in der nichtwissenschaftlichen Thematisierung von Natur aufrechterhalten und untereinander verbinden lassen, wenn man die Geltungsbedingungen auf spezifische Erfahrungskontexte beschränkt. Wird die Aktualität der Unterscheidungen auf diese Weise verstanden, muß sie nicht als Zeichen unveränderter Naturverhältnisse gewertet werden. Vielmehr scheint sich das Verhältnis des Menschen zu seinen Naturen so weitgehend gewandelt zu haben, daß die Anwendbarkeit von ehemals uneingeschränkt geltenden Unterscheidungen nur noch partiell, nämlich geltungsrelativ gegeben ist. Auch in ihren bevorzugten Kontexten gelten traditionelle Naturbegriffe nicht unumschränkt, aber doch mit einer für sie größten Reichweite. Insofern die Kontexte durch elementare Erfahrungsweisen gekennzeichnet sind, kommt ihnen trotz ihres begrenzten Charakters allerdings ein kaum zu überschätzendes Gewicht zu, das in der Aktualität der zugehörigen

Naturbegriffe berechtigten Ausdruck finden kann. Daß den Begriffen auch außerhalb ihrer bevorzugten Kontexte Leistungsfähigkeit eignet und man sogar vermutlich einige Anstrengungen unternehmen müßte, Bereiche gänzlicher Unanwendbarkeit zu charakterisieren, führe ich vor allem auf intensionale Bestimmungen zurück, die ihre Wirksamkeit auch entfalten, wenn von den Extensionen abgesehen wird.

Mit aller gebotenen Vorsicht läßt sich aus diesem deskriptiven Befund ein Hinweis für angemessene Thematisierungsweisen im nicht- bzw. außerwissenschaftlichen Naturdiskurs gewinnen. An die Stelle der immer noch verbreiteten Bemühungen um die Durchsetzung umfassender Konzeptionen sollte eher der variable Einsatz eines begrifflichen Instrumentariums treten, das sich der Tradition selektiv bedient.

Daß der damit anerkannte Verlust bzw. vorgenommene Verzicht auf absolute Geltung keinesfalls Wahllosigkeit in den Verwendungsbedingungen implizieren muß, möchte ich zuletzt betonen. Wo die Problematik ehemaliger unbedingter Geltungsansprüche eingesehen wird, trifft man nicht selten auf die Tendenz, Geltungsansprüche überhaupt aufgeben zu wollen. Diesen Irrtum findet man auch bei manchen Pluralitätskonzeptionen wie andere zu unrecht mit dem Vorurteil, ihm zu erliegen, konfrontiert sind. Das Konzept der kontextrelativen Geltungen sucht zwischen den Extrempositionen einer unveränderten Beibehaltung und einer ersatzlosen Beseitigung von bedingungsloser Geltung zu vermitteln. Die Leistungsfähigkeit der Begriffe wird nach Bedeutungselementen differenziert und nach spezifischen Erfahrungsbereichen abgestuft. Insofern kontextimmanente Geltungsbedingungen aber auch extern erkennbar bleiben müssen, haben sie durchaus übergreifenden Charakter. Diesen Anspruch möchte das Konzept selbst freilich nicht erheben. Am Modell von nur drei Naturbegriffen gewonnen, steht ihm seine Bewährung erst noch bevor.

BREMER PHILOSOPHICA

Lieferbare Titel (DM 4,-), zu bestellen bei:
Universität Bremen, FB 9, Studiengang Philosophie
Frau B. Freund Postfach 330440 D-28334 Bremen

- 1992/1 Juris Rozenvalds/ Riga
Wirkungen deutscher Philosophie in Lettland - von der Reformation bis zu Theodor Celms
- 1992/2 Edmunds Apsalons/ Riga
Philosophie zwischen Kritik und Dogmatismus. Kritischer Rationalismus vs. Transzendentalpragmatik - Zum Begründungs-Streit in der deutschen Philosophie
- 1992/3 Manfred Stöckler/ Bremen
Komplementarität. Zum Verhältnis von Physik und Erkenntnistheorie bei Niels Bohr [Antrittsvorlesung]
- 1992/4 Hans Jörg Sandkühler/ Bremen
Von Weltbildern zu Weltbildern Oder: Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt
- 1992/5 Enrique Dussel/ México
Re-Lektüre Marx aus der Perspektive der lateinamerikanischen Philosophie der Befreiung
- 1993/1 Lars Lambrecht/ Hamburg
Zu Walter Benjamins Versuch einer geschichtsphilosophischen Theorie des 20. Jahrhunderts [Habitationsvortrag]
- 1993/2 Thomas Sandkühler/ Bielefeld
Den Holocaust denken und schreiben - Probleme der historiographischen Perspektivenbildung auf die "Endlösung der Judenfrage"
- 1993/3 Lars Lambrecht/ Hamburg/ Bremen
Philosophie und Politik. Zur Einführung in das Denken Hannah Arendts
- 1993/4 R.A. Mall/ Bremen
Der Mensch in der Verschränkung von Mythos und Logos. [Antrittsvorlesung]
- 1993/6 Volker Schürmann/ Bremen
Heimat als wissenstheoretische Kategorie
- 1993/6 Reinhard Merkel/ Kiel
Ärztliche Entscheidungsprobleme zwischen Leben und Tod. Anmerkungen zur Debatte über Euthanasie in Deutschland (mit einem Seitenblick auf das Strafrecht)
- 1993/7 Anneliese Griese/ Berlin
Die naturwissenschaftlichen Studien von Marx. Versuch ihrer Einordnung in die Wissenschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts.
- 1993/8 Claudia Bickmann/ Bremen
Evidenz und Vergewisserung. Zum Verhältnis von noetischem und dianoetischem Denken bei Platon [Habitationsvortrag]
- 1993/9 Raúl Fornet-Betancourt/ Aachen/ Bremen
Technikphilosophie bei Ortega und Heidegger [Habitationsvortrag]

- 1994/1 Lars Lambrecht/ Hamburg/ Bremen
Der Geist-Macht-Konflikt in der europäischen Geschichtsphilosophie.
[Antrittsvorlesung]
- 1994/2 Yun, Hyong-Sik, Bremen/ Seoul
Der semantische Pragmatizismus von Ch.S. Peirce
- 1994/3 Raúl Fornet-Betancourt/ Aachen
Die Philosophie und die lateinamerikanische Identität. [Antrittsvorlesung]
- 1994/4 Martina Plümacher/ Frankfurt a.M.
Mehrdimensionalität und Progressivität des menschlichen Weltverhältnisses.
Ernst Cassirers Konzeption des Geistes [Vortrag im Philosophischen Colloquium]
- 1994/5 Detlev Pätzold/ Groningen/ Bremen
Bemerkungen zur Struktur des philosophischen Konzepts von Selbstbewußtsein im
Anschluß
an H.-N. Castaneda. [Habitationsvortrag]
- 1994/6 Jean Seidengart/ Paris
Symbolische Konfiguration und Realität in der modernen Physik: ein Beitrag
zur Philosophie Ernst Cassirers. [Vortrag im Philosophischen Colloquium]
- 1994/7 Dominic Kaegi/ Heidelberg
Zum Symbolbegriff in der Philosophie Ernst Cassirers
[Ringvorlesungs-Vortrag]
- 1995/1 Torsten Themann/ Bremen
Emil Lasks Philosophie und ihre Aufnahme durch Georg Lukács
- 1995/2 Andreas Bartels/ Giessen
Von der Substanz zur Struktur. Schlick, Cassirer und Reichenbach
über wissenschaftliche Erkenntnis und Relativitätstheorie.
- 1995/3 Massimo Ferrari/ Milano
Logik des Ursprungs und Sprachphilosophie bei Ernst Cassirer
- 1995/4 Claudia Bickmann/ Bremen
Zwischen philosophischen und wissenschaftlichen Seinsverständnissen:
Ein Blick auf Kant und die spekulative Wende der nachkantischen Philosophie
- 1995/5 Lars Lambrecht, Hamburg/ Bremen
Kritik der Moderne - Krise Europas? Überlegungen im Anschluß an Nietzsche, Husserl
und Derrida
- 1996/1 R. A. Mall/ Bremen
Was konstituiert philosophische Argumente?
- 1996/2 Martina Plümacher/ Bremen
Polyphonie der Welten des Wissens.
Kulturell-politische Aspekte der Philosophie Ernst Cassirers
- 1996/3 Detlev Pätzold/ Groningen/ Bremen
Determinismus und freier Wille bei Spinoza und Leibniz [Antrittsvorlesung]
- 1996/4 Uwe Czaniera/ Bayreuth
Gibt es moralisches Wissen?

- 1996/5 Andreas Kamlah/ Osnabrück
Die Vertreibung von Philosophen durch den Nationalsozialismus -
ausgewählte biographische Studien.
- Hans Jörg Sandkühler/ Bremen
Republikanismus im Exil - Ernst Cassirer
- 1996/6 Volker Schürmann/ Bremen
Grundannahmen einer politischen Anthropologie bei Plessner
- 1996/7a Christopher P. Long/ New York
Die energetische Einheit von Herkunft und Zukunft. Aristoteles und Hegel
über den Sinn von Seiendem als Erbe
- 1996/b Arnd Mehrrens/ Bremen
Die Natur der Philosophie [Antrittsvorlesung]
- 1996/8 Andreas Calic/ Bremen
Philosophische Skepsis. Eine Bibliographie
- 1997/1 Rolf George/ Waterloo/ Can.
Erstaunliche Unkenntnis: Philosophen über die exakten Wissenschaften im 19.
Jahrhundert
[Gastvortrag]
- 1997/2 Dirk Koppelberg/ Berlin
Was ist Naturalismus in der Erkenntnistheorie. Eine Einführungsvorlesung
- 1997/3 Johannes Huxoll/ Bremen
Cassirers 'Philosophie der symbolischen Formen' und 'Der Mythos des Staates'
- 1997/4 Kazuko Yamaguchi/ Okayama
Die Weltalter. Schellings Kritik an der modernen Philosophie und die griechische
Mythologie
- 1997/5 Ulrich Kühne/ Bremen
Gedankenexperiment und Erklärung
- 1997/6 Remo Bodei/ Pisa/ San Francisco
Die Vernunft der Leidenschaften [Vortrag im Philosophischen Colloquium]
- 1997/7 Remo Bodei/ Pisa/ San Francisco
Historisches Gedächtnis. Vergessenheit und kollektive Identität [Gastvortrag]
- 1997/8 Giuseppe Cacciato/ Neapel
Ethik und Geschichtsphilosophie im kritischen Historismus
[Gastvortrag]
- 1997/9 José Maria Ripalda/ Madrid
Kultur - Global Culture - Culturas
[1. Vortrag der gemeinsam mit dem Instituto Cervantes veranstalteten Reihe
„Philosophie in Spanien“]
- 1997/10 Daina Tetters/ Riga
Raum und Zeit im Kulturkontext
(veranschaulicht an einer Krisensituation der Kultur unserer Zeit) [Gastvortrag]

- 1997/11 Radosveta Hofmann/ Bremen
Der Wille und das Wollen: Zwei Arten menschlicher Dynamik bei Schelling
- 1998/1 Volker Schürmann/ Bremen
Das Praxiskriterium der Wahrheit. Zum Verhältnis von philosophischem Marxismus und pyrrhonischem Skeptizismus [Habitationsvortrag]
- 1998/2 Félix Duque/ Madrid
Neue Tendenzen der Hermeneutik in Spanien
[2. Vortrag der gemeinsam mit dem Instituto Cervantes veranstalteten Reihe „Philosophie in Spanien“]
- 1998/3 Juichi Matsuyama/ Osaka
Atomistische Dynamik und dynamische Atomistik. Schellings Begriffsbildung des Dynamischen durch seine Kritik an Kant [Gastvortrag]
- 1998/4 Javier Muguerza/ Madrid
Vom Bewußtsein zum Diskurs: Eine Reise "hin und zurück"? Einige Überlegungen zu Habermas' Theorie der drei Gebrauchsweisen der praktischen Vernunft [3. Vortrag der gemeinsam mit dem Instituto Cervantes veranstalteten Reihe „Philosophie in Spanien“]
- 1998/5 Fabio Frosini/ Urbino
Zwischen Mechanik und Naturphilosophie - Leonardo da Vinci [Gastvortrag im Philosophischen Colloquium]
- 1998/6 Hong-Bin Lim/ Seoul
Ideengeschichtliche Hintergründe der Asienkrise? Ein kulturtheoretischer Versuch [Gastvorlesung]
- 1998/7 Arno Münster/ Amiens
Gerechtigkeit, Demokratie und Rechtsstaat in Habermas' Faktizität und Geltung [Gastvorlesung]
- 1998/8 Volker Schürmann/ Bremen
Heitere Gelassenheit [Antrittsvorlesung]
- 1998/9 Heiner Bielefeldt/ Bielefeld
Kulturpluralismus versus menschenrechtlicher Universalismus?
Muslimische Stimmen in der Menschenrechtsdebatte [Gastvorlesung]
- 1999/1 Silja Freudenberger/ Bremen
Relativismus - Ein Anti-Held mit tausend Gesichtern [Vortrag im Philosophischen Colloquium]
- 1999/2 Giorgio Baratta/ Urbino
Was ist der Mensch? Notizen zu einer "Gelegenheitsphilosophie" [Gastvorlesung]
- 1999/3 Francesco Saverio Trincia/ Rom
Individuelles 'Bedürfnis nach den Anderen'. Universalität des Rechts und *open citizenship* [Gastvorlesung]
- 1999/4 Gregor Schiemann/ Berlin
Pluralität der Natur [Gastvortrag]

1999/4

Gregor Schiemann/ Berlin

Pluralität der Natur